

# Delirium furiosum

TEXT ANDREA KELLER

Ja, wir rauschen. Wir rauschen mit hohem Tempo, rauschen am Gebäude vorbei, das da steht, am Wegrand, wortwörtlich zu Grunde geht. Eben dem Boden entgegen. Und wir rauschen. Rauschen mit hohem Tempo an so manchem vorbei, das wir uns gern mal genauer anschauen würden, worüber wir gern mal tiefer nachdenken würden, in aller, aller Ruhe.

Einfach mal runter vom Gas,  
die nächste Ausfahrt nehmen,  
anhalten.  
Einfach mal aufstehen  
bei der nächsten Zugstation,  
obwohl wir doch weitermüssten.  
Aussteigen.  
Ein paar Schritte gehen.  
Und dann da sein  
– und staunen.

Es gibt die Legende, dass bei der Einführung der Eisenbahn Ärzte besorgt gewesen seien und gewarnt hätten: Dieses hohe Tempo könne den Mitreisenden schaden – ja sogar für die, die von aussen draufschauen auf so einen vorbeirasenden Zug, gefährlich werden. Was drohe, sei eine Art Delirium furiosum; man könne hirnwütig werden, tobsüchtig, verrückt. – Das Tempo der frühen Passagierzüge: 30 Kilometer pro Stunde. Das sind 500 Meter in der Minute. Das sind 8,3 Meter in der Sekunde. Und, ja, tatsächlich gab es Klagen von Reisenden, wurde gezittert, traten Ermüdung, Erschöpfung, nervöse Reizbarkeit und Verdauungsstörungen auf. Diese Symptome waren aber wohl viel mehr auf die Aufregung, das Geruckel, die Erschütterungen und das laute Dröhnen zurückzuführen denn auf das Tempo an sich.

Heute sind wir mit weitaus wuchtigeren Geschwindigkeiten und zugleich bequemer unterwegs, mit Polsterung und allem Pipapo, das uns der Fortschritt als bunte Blüten ins Leben treibt. Am Häuschen in Mels fahren die Züge derzeit mit maximal 140 Kilometern pro Stunde vorbei. Die Autos, bei freier Fahrbahn und gesetzeskonform: mit 120 km/h. Das sind 2 Kilometer in der Minute. 33,33 Meter in der Sekunde. – Zack! Und so rasen wir, rasen wir weiter. Müssen wir auch. Denn: Zeit ist Geld. Ein knappes Gut.

Tick-tack.  
Tick-tack.

Zeit ist Geld? Ein knappes Gut? – Wann haben wir eigentlich damit begonnen, über Zeit wie über einen materiellen Gegenstand, eine ökonomische Ressource zu reden? Und was macht das mit uns, wenn wir ständig Zeit sparen, Zeit gewinnen, Zeit gut und klug investieren wollen, über den Himmels willen keine Minute verträdeln, vergeuden, verschwenden? Derartige Redeweisen haben sich längst in unseren Alltag eingesponnen wie dünne, reissfeste Fäden, die unser Bild und Verständnis, ja sogar unser subjektives Erleben von Zeit zusammenzurren.

Tatsache ist: Wenn wir beispielsweise im Stau stehen, verlieren wir keine Zeit. Nicht im eigentlichen Sinne. «Es sind lediglich Taktungen von Ereignissen gestört», schreibt der Autor Norman Sieroka in seiner «Philosophie der Zeit». Dann, wenn man beispielsweise aufgrund des Staus nicht mehr rechtzeitig zum geplanten Geschäftstermin kommt. Wir können also zu spät kommen, klar, und das mag

unangenehme Konsequenzen haben. Aber Zeit verlieren? Zeit? Ob wir nun im Stau stehen oder gerade einen wichtigen Vertrag abschliessen, lässt die Zeit an sich doch völlig unberührt. Nur uns nicht! Uns regt es auf, ausgebremst zu sein auf diesem Weg von A nach B. Und so droht bei einer Geschwindigkeit von 30 Kilometern die Stunde tatsächlich ein Delirium furiosum, die Tobsucht – nicht, weil uns das viel zu schnell wäre, im Gegenteil: Es ist uns zu langsam geworden. Noch schlimmer ist's, wenn die Fahrt ganz ins Stocken gerät. Hätten wir in solchen Momenten nicht noch das Smartphone zur Ablenkung, etwas Musik im Radio, könnten wir komplett den Verstand verlieren.

Eine Minute ist eine Minute  
ist eine Minute.

Jetzt einfach mal tief runteratmen in den Bauch.  
Den Hosenknopf öffnen,  
den Bauch sich weiten lassen,  
richtig weiten lassen.  
Wie so ein dicker, runder Babybauch.  
Ausatmen.

Eine Minute ist eine Minute  
ist eine Minute.

Es gibt die Zahlen, die Fakten, die physikalische Zeit, wie sie mit Uhren gemessen wird. Das ist die sogenannte Weltzeit. Und es gibt das Gefühl, das subjektive Erleben von Zeit. Das ist die Eigenzeit. Letztere kann mehr oder weniger synchron mit der Weltzeit sein. Und es gibt auch noch die geologische Zeit, die Tiefenzeit. Das sollten wir uns ruhig hin und wieder vor Augen

führen: dass es mehrere Formen gibt, nicht nur eine einzige.

Die Weltzeit, übrigens, hat erst im Zuge der Industrialisierung an Wichtigkeit, an Präsenz gewonnen. Früher haben sich die Menschen nach dem Stand der Sonne, dem Tageslicht, ausgerichtet, wurde bewusst mit den Jahreszeiten gelebt. Dadurch pflegte man vielmehr eine zyklische denn lineare Vorstellung. Mit den Fabriken und dem zunehmend kapitalistisch geprägten Denken, das nur die Richtung «nach vorne» kennt, hin zum «Höher-schneller-weiter» und «Mehr-mehr-mehr», wurde es hektischer, hechelnder. Denn plötzlich gaben die Gerätschaften, die Laufbänder, den Takt vor. Im selben Atemzug stieg die Zahl öffentlicher Uhren an: Ab Mitte des 19. Jahrhunderts hielten nicht nur Fabrikuhren, sondern auch Rathausuhren und Bahnhofsuhrn Einzug im Leben. Damit die Fahrpläne tatsächlich funktionierten, mussten die damals regional unterschiedlichen Zeiten aufeinander abgestimmt werden. Bis ins Jahr 1886 war's in Genf noch 11:55, wenn die Uhren in Bern schon 12:00 geschlagen hatten.

Als Charlie Chaplin in den 1930er-Jahren seinen Film «Moderne Zeiten» drehte, thematisierte er diese Beschleunigung des Lebens und die Fremdbestimmung des Menschen durch die Maschinen. Der Soziologe Hartmut Rosa denkt Chaplins Systemkritik konsequent weiter, wenn er die moderne Gesellschaft als eine definiert, deren stetiger Steigerungszwang in der Zeitdimension zu einer ununterbrochenen Beschleunigung unseres Lebens führt. Ebendiese Beschleunigung, so Rosa, bedrohe die Selbstbestimmung des Menschen. Und vielleicht, so möchte man anfügen, noch viel mehr als das, nämlich unsere Zukunft, erst recht die unserer Kinder und Kindeskinde. Denn da sind und rasen wir nun, wir Rastlosen, mit unserem kapitalistisch geprägten Fortschrittsglauben, dem Dogma des fortwährenden Wachstums und dem vielbeklagten Stress, dem Paradoxon, überall Zeit sparen zu wollen und zugleich festgetackert an unseren digitalen Geräten, in drückender, «swipender», also wischender Unruhe. Viele von uns sind bereit, tagtäglich mehrere Stunden in virtuellen Gefilden

zu verbringen – vereinzelt mit Klugem, sehr oft auch mit Nonsens gespiesen –, während all die Wahrhaftig- und Wirklichkeiten um uns herum und in uns drin Aufmerksamkeit und Hingabe verdient hätten. Das ist der eigentliche, dramatische Verlust. Nicht derjenige der Zeit, sondern derjenige der Aufmerksamkeit für Wesentliches. Zumal da draussen nicht nur dieses Gebäude im Sarganserland, sondern gerade so einiges in die Knie geht, in sich zusammenbricht ... Da draussen – und in uns drin?

Wie lange wollen wir noch so weitermachen? Wann nehmen wir unseren Bleifuss vom Gaspedal, halten ihn einfach mal in der Luft, ziehen vielleicht sogar am Schnürsenkel, unseren Schuh aus, unsere Socke, betrachten die Zehen. Jeden einzelnen davon.

Der erste ist der dicke Zeh,  
der Zweite trinkt gern Fruchtee,  
der Dritte riecht nach Stinkekäs,  
der Vierte hat am Wackeln Spass  
und die kleine Nummer fünf  
macht fleissig Löcher in die Strümpf.

ANZEIGE

**B** Berner  
Fachhochschule  
**H**

# Hey Zukunft

Teamgeist beginnt mit Dir.

Jetzt weiterbilden  
in Management und Führung:  
[bfh.ch/management-gesundheit-sozialwesen](https://bfh.ch/management-gesundheit-sozialwesen)



Mit Entspannung könnte tatsächlich schon einiges erreicht werden. Doch noch effektiver wäre es, den Fuss nun rüberwandern zu lassen, einfach rüber zur Bremse, ihn da abzusenken – nicht allzu langsam, aber sachte, aber sicher.

Klimakrise.  
 Artensterben.  
 Klimasterben.  
 Artenkrise.

Was haben wir denn davon, so zu tun, als wäre das alles kein Problem – und wenn doch, so zumindest nicht unseres?

Klar, es ist einfach zu viel. Zu komplex. Zu unangenehm. Belastend. Und es bringt ja auch niemandem was, wenn wir alle heulend zusammenbrechen. Wer soll denn dann unsere Jobs erledigen, die Maschine am Laufen halten? Wir müssen morgen auch wieder aufstehen, funktionieren. Ein zu genaues Hinschauen wäre entsprechend riskant, wäre hochgefährlich. Es könnte uns aus der Fassung bringen, aus dem Takt. – Gott bewahre!

Aber was, wenn es gut wäre, das einzig Richtige sogar, endlich aus dem Takt zu geraten? Weil dieser Takt, der sich in den letzten Jahren entwickelt hat, längst nicht mehr dazu einlädt, im Einklang mit dem Leben zu tanzen, sondern nur noch dumpf hämmert und es bei dieser ohrenbetäubenden Hämmerei kaum mehr möglich ist, auch nur einen einzigen vernünftigen, einen sorgfältigen Gedanken zu fassen? Wir sogar taub werden für den eigenen Herzschlag? Sich unsere Muskulatur versteift? Es immer herausfordernder wird, sich im Alltag befreit und fließend zu erleben, auch mal der Stille zu lauschen, einem einzelnen Regentropfen zuzusehen, der im Zickzack das Fensterglas hinabwandert, mit sich und der Mitwelt in die Tiefe zu gehen?

Einatmen.  
 Ausatmen.

Also was, wenn wir beim genaueren Hinschauen Faszinierendes entdecken? Was, wenn wir dabei Neues über uns selbst erfahren, auch Uraltes über unser Dasein, die

Welt? Was, wenn wir uns danach befreiter, erfüllter und verbundener fühlen – weil wir das Leben wieder mehr schätzen, unsere Beziehung zur eigenen Existenz und der von anderen vertiefen und näher beim Zyklischen sind? Zurück bei der Bauchatmung. Näher bei Mutter Natur! Ja, was dann?

Ach, Mensch! Wir rauschen. Wir rauschen mit hohem Tempo, rauschen am Gebäude vorbei, das da steht, am Wegrand, wortwörtlich zu Grunde geht. Eben dem Boden entgegen. Und wir rauschen. Rauschen mit hohem Tempo an so manchem vorbei, das wir uns gern mal genauer anschauen würden, worüber wir gern mal tiefer nachdenken würden, in aller, aller Ruhe. Ausatmen. Einfach mal runter vom Gas, die nächste Ausfahrt nehmen, anhalten. Einfach mal aufstehen, bei der nächsten Zugstation, obwohl wir doch weitermüssten. Aussteigen. Ein paar Schritte gehen. Und dann da sein – den Zerfall anstaunen, versuchen, in ihm, im Zerfall, nicht nur eine Bedrohung und visuelle Frechheit zu sehen, sondern etwas Natur-



liches, Versöhnliches, Ästhetisches. Poesie! – Das poème im problème. Die Vergänglichkeit in ihrer teils harten, aber eben auch zarten Tragik, die uns berührt; irgendwo tief in uns drin berührt. An einem Ort und auf eine Art und Weise, der bzw. die sich nicht klar fassen und beschreiben lassen ... In jenem inneren Raum, zu dem nur Ahnungen, Intuition, Gefühle und Gedichte vordringen, wir uns der Welt verbunden fühlen, uns als der Welt «eingeboren» erleben.

Einatmen.  
Ausatmen.

Und hier stehen wir nun.  
Halten uns bei den Händen,  
atmen tief ein,  
die Bäuche runden sich,  
atmen aus, lange aus. Endlich Stille.  
Nicht da draussen, nein, in uns drin.

Mit einem Hauch von Melancholie  
hören und schauen wir uns dieses  
Gebäude an,

gemeinsam, auch eine jede,  
ein jeder für sich.  
Atmen wieder ein,  
atmen aus, lange aus,  
hören und schauen in uns rein.

Und dahinter, im Rücken: die Raserei.  
Das *Delirium furiosum*.

Jetzt, wo es dunkler wird, tanzen  
Schatten im vorbeihuschenden Licht,  
von den Autos, den Autos, vom Zug.  
Und über dem eingefallenen Dach  
flirren die Sterne.  
Und über dem nachtschwarzen Berg  
glimmert der Mond.

Er, der Mond, einst als Erdtrabant aus  
Staubwolken gebildet, leuchtet uns den  
Weg zur Höhle im hinteren Teil des Stein-  
bruchs, zu dem das Gebäude gehört. Wir  
folgen seiner Einladung, entfernen uns  
vom Häuschen, gehen ein paar Schritte,  
den Hügel hoch. Gehen ohne Schuhe. Ge-  
hen ohne Socken. Barfuss über den kalten,  
kantigen Untergrund.

Wir halten an, bücken uns – greifen uns je  
einen der vielen Steine, um ihn zu befühlen,  
berühren ihn sogar mit der Zungenspitze.  
Ziehen die Zunge zurück in den Mund, um  
sie zu schmecken, diese Welt, die es schon  
unendlich lange vor dem Menschen gege-  
ben hat. Und die auch noch sein wird, wenn  
wir längst wieder gegangen sind.

Aber noch sind wir hier.  
Für einen wunderbaren Moment  
aus dem Takt geraten.



**ANDREA KELLER**, geboren 1981, (be-)wirkt als Kreativ-Komplizin: mit Texten und Publikationen, Workshops im Kreativen, Biografischen und naturverbundenen Schreiben sowie Kunst-, Kultur- und Literatur-Initiativen. Der Beitrag «Delirium furiosum» entstand im Zuge des Projektes «Oh, Darling, du zerfällst mir sehr». Er ist in ungekürzter Form im gleichnamigen Buch zu finden (Hrsg.: Studio Narrativ).